Luzern, Sonntag — Nº 190 — 15. August 1909

Luzerner Tagblatt

Freisinniges Organ

Hauptanzeigeblatt für Stadt und Kanton Luzern und die übrige Zentralschweiz

Achtundfünfzigster Jahrgang.

— Abonnementspreise: —

Sitzungs-Art:	1 Monat	3 Monate	6 Monate	12 Monate
Bei d. Exped. od. Filiale abgeholt	Fr. –.70	Fr. 2.—	Fr. 4.—	Fr. 8.—
Durch die Botinnen	„ –.80	„ 2.30	„ 4.50	„ 9.—
Franko durch die Post	„ –.90	„ 2.50	„ 5.—	„ 10.—
für das Ausland:				
Bei Wochensendung	„ 2.40	„ 7.—	„ 14.—	„ 28.—
„ täglicher Zusendung	„ 2.60	„ 7.50	„ 15.—	„ 30.—

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.

— Insertionspreise: —
Die einspaltige Petitzeile oder deren Raum:

Lokal-Inserate	10 Cts.
Kleiner Anzeiger 10 Cts., Wiederholungen	8 „
Kanton Luzern, Urkantone, Zug u. angrenzender Teil des Aargau	12 „
Uebrige Schweiz	15 Cts.
Ausland	20 „

Inserate mit Vorschrift: „Unmittelbar unter dem Textteil zu placieren, werden mit 20% Zuschlag des betreffenden Tarifes berechnet.
Preis der Reklame-Zeile (Petit-Schrift): 1 Fr. –

Redaktions-Bureau: Baselstraße Nr. 11
— Telephon 1140 —

Gratis: Jeden Freitag die belletristische Beilage: „Wöchentliche Unterhaltungen" und „Illustrierte Luzerner Chronik".

Expedition: Hauptbureau: Baselstr. — Filialen: Kornmarkt, Pilatusstr.
Telph.-Nr.: 985 409 1596

Die heutige Nummer enthält 16 Seiten

Inhalt: Revolution in Monaco. — Die „Staatspapiere" des Grafen Golenischtschew. — Kaufmännische Stellenvermittlung. — Luzern. — Ausland. — Verkehr, Industrie und Gewerbe. — Landwirtschaftliches. — Vermischte Nachrichten. — Unfallchronik. — Vom Büchertisch. — Kleine Zeitung. — Feuilleton.

Revolution in Monaco.

In dem kleinsten Staate Europas bereiten sich Dinge vor, deren Folgen einstweilen noch gar nicht absehbar sind. Wollte man eine Revolution in Monte Carlo ankündigen, so hieße das vielleicht den Operettendichtern ins Zeug pfuschen. Trotzdem sind die Tatsachen da; 725 Monegassen haben, wie berichtet wird, eine Erklärung unterzeichnet, die dem Fürsten dieser Tage durch einen Abgeordneten überbracht werden soll. Sie verlangen nicht etwa die Trennung von Kirche und Staat, auch nicht die Schaffung von acht Drachnoughts, noch die Einsetzung eines Parlaments, aber sie wollen — Croupiers des Kasinos werden, was sie bisher nicht durften.

Als Karl XIII. im Jahre 1856 die Eröffnung des ersten Spielsalons gestattete und als er 1863 seine Zustimmung dazu gab, daß das verlassene Plateau von Spelugues in die neue Stadt Monte Carlo verwandelt werde, behielte sich der Souverän nicht, daß die Reichtümer, die die Spieler ins Land brächten, nicht im Lande bleiben würden, wenn die Bewohner die Freiheit hätten, ihren Gewinn auf dem Tische der Roulette und des Trente et Quarante wieder aufs Spiel zu setzen. Es wurde also bestimmt, daß die Monegassen dem Spielsalon vollständig fern zu bleiben hätten. Sie sollten weder Steuern, noch sonstige Abgaben bezahlen, noch durch irgend welche bürgerliche oder militärische Verpflichtungen belastet werden, sie sollten sich an den schönsten Boulevards der Welt, an den wunderbarsten Gärten, an den vollkommensten hygienischen Einrichtungen erfreuen, ohne auch nur einen Pfennig beizusteuern, kurz sie sollten die glücklichsten Bürger der Welt sein, — nur müßten sie dem Kasino fernbleiben.

Dieses idyllische Leben hätte, sollte man glauben, den Monegassen genügen können. Aber weit gefehlt: die Monegassen wollen mehr Geld verdienen: sie streben nach den ertragreichen Posten der Croupiers. Diese Sinnesänderung bei den friedlichen Leuten ist in erster Linie auf den Einfluß eines Mannes zurückzuführen, der einst Präsident des französischen Departements Aisne war und den sich der Fürst Albert eigens als Gouverneur seines Fürstentums verschrieben hatte. Dieser Mann, namens Roger, stand noch ganz im Banne der revolutionären Ideen des heutigen Frankreich, predigte den wackern Monegassen das Evangelium der Volkssouveränität und der Menschenrechte. Diese Lehren fanden fruchtbaren Boden; die Monegassen sind revolutionär geworden und möchten ein Nationalsyndikat zur Ausbeutung der Spiele bilden, deren nach Millionen zählende Erträgnisse bisher dazu dienen mußten, die Kreuzfahrten der „Prinzessin Alice" und die Unkosten des oceanographischen Museums zu bestreiten. Schnell fanden sich auch mancherlei Beschwerden, zu denen das absolutistische Regiment des Fürsten Anlaß gab, der sich nur wenige Monate im Jahre im Lande aufhält und der bisher das den öffentlichen Dingen entsprechende Interesse vermissen ließ, das er lieber seinen wissenschaftlichen Forschungen zuwendete.

Wie man versichert, soll sich der Fürst tatsächlich mit dem Gedanken tragen, die Macht in die Hände der Monegassen zu legen, während seine Umgebung ihn ermutigt, nicht früher abzudanken, als es durchaus notwendig sei.

(Frkf. Ztg.)

Die „Staatspapiere" des Grafen Golenischtschew.

Man schreibt der „Frkf. Ztg." aus St. Petersburg:

Rußland ist das klassische Land des Staatsdiebstahls. Ein Russe, der nicht auf diese oder jene Art den Staat bestiehlt, ist ein weißer Rabe, der dazu noch den Vorzug besitzt, für auserlesen „unbegabt" zu gelten. Wird der Staatsdiebstahl als „Lebensklugheit" hingestellt, so gilt der Schmuggel einfach für einen „gelungenen Streich". Manches Mitglied der sogenannten bessern Gesellschaft würde sehr erstaunt sein, wollte man ihm gegenüber diesen „gelungenen Streich" als das bezeichnen, was er ist. Es ist nicht lange her, da wurde die Entdeckung gemacht, daß der berühmte Weinkeller eines bekannten Fürsten, der eine sehr einflußreiche diplomatische Stellung einnahm, aus Schmuggelgut bestand, das der Fürst allmählich unter allerhand Vorwänden oder in den kaiserlichen Zügen, wenn er mit dem Zaren reiste, nach Rußland eingeführt hatte. Die Folge davon war ein besonderer Erlaß, der u. a. den Beamten verbot, Sachen, die nicht zu ihrem täglichen Gebrauch gehörten, in die kaiserlichen Züge mitzunehmen. Ob er geholfen hat? Kaum, wenn man die Skandalgeschichte im Auge behält, von der eben viel geredet wird.

Graf Golenischtschew-Kutusow erhält einen Auftrag seiner Regierung, der ihn nach Paris, der Stadt der Toiletten, führt. Die Auslandreise des Diplomaten machte sich die Fürstin Belosselski-Belozerski zu Nutze, indem sie ihn bat, ihr aus Paris 12 Seidenroben, 9 tailor-made-Kostüme und 4 Riesenhüte zollfrei mitzubringen. Der gefällige Diplomat zögerte nicht, die Bitte zu erfüllen, ließ aber vorsichtshalber den Koffer, der die fürstliche Toilette barg, von der russischen Botschaft in Paris mit fünf Siegeln versehen, um den Anschein zu erwecken, als enthielte er tatsächlich Staatspapiere, wie er den Inhalt des Koffers an der russischen Grenze deklarierte.

Die Zollbeamten waren aber nicht so höflich, wie der diplomatische Graf, gestützt auf seinen Reisepaß, der besagte, daß er die Auslandreise im Auftrage der Regierung angetreten habe, angenommen hatte. Der Grund für solche „Unhöflichkeit" der Zollbeamten gegen einen diplomatischen Bruder im Zeichen des hl. Bureaukratius würde dem Grafen Golenischtschew-Kutusow sofort klar gewesen sein, wenn er gewußt hätte daß der Zollbeamte die Hälfte der Strafe für Schmuggelgut, das er entdeckt hat, erhält. Und in diesem Falle war es dem Beamten im Zollamte nicht schwer, anzunehmen, daß der verdächtige fünffach versiegelte Koffer bei einem Gewicht von etwa 80 Kilo nicht Staatspapiere enthalten könne, die bei denselben Volumen nicht weniger als 500 Kilo gewogen haben müßten. Empört über die unhöfliche Neugier des Zollbeamten, der durchaus nach dem Begleitschreiben der russischen Botschaft verlangte, in dem gewöhnlich der Inhalt von staatlichen Sendungen angegeben wird, wurde der Graf, der ein solches Schreiben nicht besaß, zuerst grob, und als dies nicht half, brachte er am Tage wirklich ein Begleitschreiben der Botschaft bei, in dem der Koffer als Staatspapiere enthaltend deklariert wurde. Aber der Zollbeamte war seiner Sache zu sicher, als daß er den winkenden Nebenverdienst hätte aufgeben können. Er wollte auch jetzt den Koffer nur ausliefern, wenn dieser geöffnet werde und tatsächlich Staatspapiere enthalte. Das war nun bei der Oeffnung natürlich nicht der Fall.

Die ganze Angelegenheit wird vielleicht für den Grafen Golenischtschew-Kutusow ein peinliches Nachspiel haben, denn es stellte sich heraus, daß die Nummer auf dem Koffer der Nummer im botschaftlichen Begleitschreiben nachträglich „angepaßt" war und daß das Schreiben sich eigentlich auf eine andere Sendung bezog. Einstweilen hat das Zolldepartement die Vorschrift erhalten den Koffer gegen Bezahlung des Zolles — 400 Rubel — auszuliefern. Sonst wäre ja die toilettenhungrige Fürstin Belosselski-Belozerski um ihre Toilette gekommen.

Feuilleton.

9] Die Herberge zum Silbernen Mond.

Von Hermann Knickerbocker-Viels

(Nachdruck untersagt.)

Viertes Kapitel.

Nun war Achille allein bei den Damen. Sogar der dicke Kellner, der in der silberbeschlagenen Brieftasche genügende Sicherheit für die kleine Rechnung erblickte, eilte weg, um ungeduldigere Gäste zu befriedigen. Die Baronin fuhr fort, ihn durch ihre Lorgnette zu mustern und die Gräfin betrachtete alles in ihrem Gesichtsbereich Befindliche mit Interesse — nur ihn nicht.

„Mesdames", sagte er, als die Suche nach dem Baron Blumm sich augenscheinlich in die Länge zog. „Mesdames, wenn ich mich Ihnen aufdränge, so geschieht es nur zu dem Zweck, Sie vor dem Menschen zu warnen, der uns soeben verließ, und der, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, eine sehr fragwürdige Persönlichkeit ist. Doch sind Sie dessen vielleicht bereits selbst gewahr geworden —"

„O, keineswegs", sagte die Baronin, die schnell ihre Lorgnette sinken ließ und plötzlich lebhaftes Interesse bekundete. „Wir wissen von ihm nicht mehr, als daß er hier in der Nähe ein Schloß besitzt und uns in liebenswürdigster Weise seinen Wagen anbot, um uns nach St. Ives zurückzufahren, da Madeleines Rad unterwegs bei einem Unfall zerbrochen wurde."

Bei dem Worte „Mademoiselle" machte das Herz des jungen Mannes einen Freudensprung.

„Ich hörte bereits von dem Unfalle, der die Gräfin betroffen hat", sagte er voller Mitgefühl. „Hoffentlich ist sie selbst ohne Verletzungen davongekommen."

„Ich bin keine Gräfin", rief das Opfer der Raboisschen Gaunerei heftig aus, indem es sich, doch ohne den Kopf zu wenden, zum erstenmal in die Unterhaltung mengte. „Bitte, sehen Sie einmal nach, ob dieser Herr Visour nicht zurückkommt?"

„Herr Visour?" stammelte Achille.

„Sicherlich werden Sie doch den Namen Ihres alten Freundes kennen?"

„Achille Visour?" forschte der junge Mann schüchtern.

„Nein", erklärte die Baronin, die jetzt, da das Eis gebrochen war, ganz umgänglich wurde. „Er heißt Georges Visour — stammt aus bürgerlicher Familie, nichts Hervorragendes, aber hochanständig. — Er hat einen Bruder, der Achille heißt. Leider scheint mir dieser ein bißchen schwachsinnig zu sein —, aber nicht bösartig, verstehen Sie — aber heute nachmittag sahen wir selbst, daß er sich am Tor des Schlosses sehr sonderbar benahm. Uebrigens sind sie Zwillinge und kleiden sich auch «ganz gleichmäßig»."

„Madame", rief der junge Mann erregt, „Achille Visour mag wohl ein Schwachkopf sein, aber einen Zwillingsbruder hat er nicht, und hätte er einen, so wäre es gewiß nicht solch ein Pierre Rabot. Sie sind einem Gauner auf den Leim gegangen, der weder Schloß noch Wagen besitzt, sondern sich diesen Augenblick mit meinen hundert Franken aus dem Staube macht, und —"

„Barmherziger Himmel!" schrie die Dame auf. „Meine Fahrradtasche hat er ja auch! Er bestand darauf, sie mir zu tragen. Mein Diamantring ist drin, und außerdem noch elf Franken fünfzig. Kommen Sie, wir wollen ihm schnell nach."

„Sofort werde ich die Behörden benachrichtigen."

„Aber dann wird die Polizei uns wohl auch nach unsern Namen fragen, oder nicht?"

„Sicherlich!"

„Dann geht es nicht. Nein, das gäbe zu großen Skandal. Der Ring war auch nicht viel wert. Er sah ja ganz hübsch aus, aber stammt bloß aus dem Palais royal — nun, Sie verstehen mich schon. Also, laß fahren dahin! Sehen Sie, wir lenken schon aller Augen auf uns; bitte, setzen Sie sich hin." Mehrere Minuten ergoß sich der Baronin Redeschwall noch in drohenden Verwünschungen gegen Rabot, und Achille, der im stillen über das Mißgeschick frohlockte, das ihn in solche vertrauliche Beziehungen zu wenigstens einer der Damen brachte, hörte mit scheinbarer Teilnahme zu, bis die andre ihr plötzlich ins Wort fiel.

„Madame", sagte sie, „haben Sie auch einen richtigen Begriff von unsrer jetzigen Lage? Wenn es wahr ist, daß man keinen Wagen für uns besorgt hat, so befinden wir uns hier fünf Kilometer von St. Ives ohne alle Mittel zur Rückkehr."

„O, mein Fahrrad ist noch ganz heil", erwiderte die Baronin, fügte aber sofortlich hinzu, „doch würde mich natürlich nichts dazu vermögen, ohne Sie fortzurudeln."

„Das will ich hoffen", rief die andre in nervös gereiztem Tone. „Jetzt dürfen wir aber wirklich keine Zeit mehr verlieren, sonst müssen uns nach irgend einer Fahrgelegenheit umsehen."

„Ich fürchte nur, daß es gerade heute damit seine besonderen Schwierigkeiten haben wird", bemerkte die Baronin gleichmütig.

„Meine Damen", fiel Achille ein, „ich würde es mir zur hohen Ehre anrechnen, wenn Sie über meine Dienste verfügen wollten."

„Wir würden es allerdings als einen neuen Beweis Ihrer Liebenswürdigkeit ansehen, Herr du Lorme", entgegnete die ältere Dame huldvoll, „wenn Sie auch nur einen Esel aufzutreiben vermöchten."

„Ich will aber nicht auf 'nem Esel reiten", rief die Komtesse sehr energisch.

„Ich versichere Ihnen, gnädiges Fräulein", begann Achille. Bevor er jedoch seinen Satz beendigen konnte, erhob sich auf dem Marktplatz ein Tumult, der im Augenblick zu einem Aufruhr anschwoll und vom Aufruhr in eine Panik ausartete. Zwischen den Kastanienbäumen kräuselten sich in der Richtung der Buden Rauchsäulchen, und von allen Seiten hörte man wilde Stimmen kreischen, in der Menagerie sei Feuer ausgebrochen und gleich würden die wilden Tiere los sein. Die Lust war voll vom Gewimmer verängstigter Frauen, dem Geschrei erregter Männer und den augenscheinlich noch erregteren Befehlen der Polizeibeamten, die sich bemühten, die Menge wieder zu beruhigen.

„Ihr Schafsköpfe", schrie der Polizeileutenant. „Die Tierbude brennt ja gar nicht, sondern das Wachsfigurenkabinet. Kömmt ihr denn das nicht riechen?"

Doch das verängstigte Volk war nicht zur Vernunft zu bringen. Wie eine Flutwelle wälzte es sich auf das Gasthaus zum „Goldenen Kater" zu, und mit lautem Krach brachen beim Anprall Tische und Bänke zusammen. Dank der Geistesgegenwart des dicken Kellners, der das Gebrüll einer Löwin nachahmte, staute sich die Menschenflut einen Augenblick, den Achille schleunigst ausnutzte. Er ergriff die Deichsel und stellte sie so mit dem